

Kultur

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Zeitlupe : für Menschen mit Lebenserfahrung**

Band (Jahr): **76 (1998)**

Heft 10

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

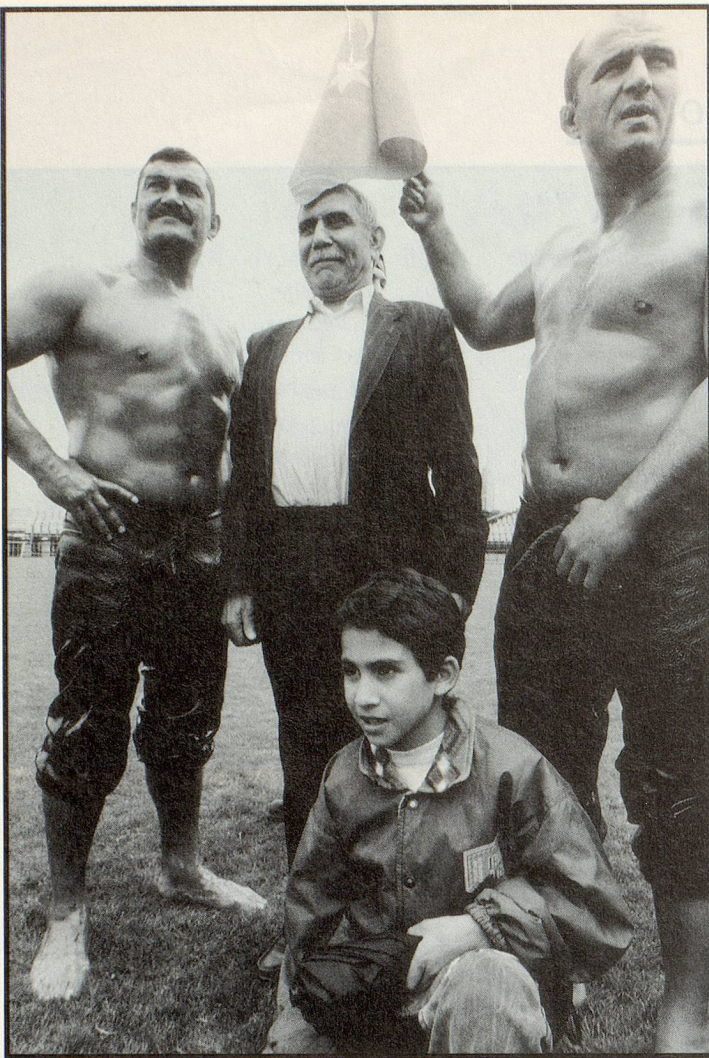
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Türkisches Ölringen mit Teilnahme von Schweizer Ringern in Weinfelden. Wie viele Fotos von Barnabás Bosshart zeigt auch dieses, wie Traditionelles und Neues, bislang Fremdes, im heutigen Thurgau immer stärker in Beziehung treten.

Ausstellungen

Barnabás Bosshart und der Thurgau

Der bekannte Fotograf Barnabás Bosshart hat vom Kanton Thurgau den offiziellen Auftrag erhalten, eine fotografische Bestandesaufnahme des Kantons zu erstellen. Im Lauf eines Jahres sind Tausende von Fotografien entstanden, eine Auswahl daraus wird gegenwärtig in der Kartause Ittingen gezeigt. Oberflächlich betrachtet ist der Thurgau eine Region ohne besondere Eigenschaften und ohne eigenes Profil, böse Zungen nennen ihn den Kanton der Mittelmässigkeit. Im Projekt «Nord-Nordost» hat sich Barnabás Bosshart das Ziel gesetzt, von dieser Durchschnittlichkeit ein Bild zu machen. Seine Streifzüge durch den Thurgau haben ganz bewusst den Charakter einer ethnografischen Expedition. Der Fotograf ist selber im Thurgau aufgewachsen, lebt aber seit Jahren die meiste Zeit in Brasilien. Das Leben der Region ist ihm gleichzeitig bekannt und fremd, und das scheint ein guter Ausgangspunkt zu sein für ein solches Projekt. Vom ländlich geprägten Thurgau gibt es bei Bosshart

nur noch Spuren. Die Landschaft ist durchfurcht von Eisenbahn und Strasse. Der Störmetzger von einst findet sich nicht mehr, dafür die Ausländerin, die mit ihren Kolleginnen in der automatisierten Geflügelmetzgerei täglich Hunderte von Truten schlachtet. Barnabás Bossharts Fotografien zeigen eine Region, in der Traditionelles und Neues eine komplexe und nicht immer einfache Beziehung leben. Jodlerfest, Open-Air-Festival und Wettbewerb zur Wahl von Miss und Mister Thurgau, Kinderzirkus und Bordell, Hochleistungsmedizin und Wettpflügen treffen auf engstem Raum zusammen. Die Fotos sprengen allein schon durch ihre Qualität den lokalen Rahmen, werden zu eigentlichen Schlüsselbildern des heutigen Lebens nicht nur im Thurgau, sondern in manch anderer Region der Schweiz.

■ Die Fotoausstellung in der Kartause Ittingen dauert bis 25. Oktober und ist geöffnet Mo bis Fr 14–17 Uhr, Sa und So 11–17 Uhr, 052 748 41 20.

Espace Jean Tinguely – Niki de Saint Phalle

In seiner Freiburger Periode schuf Jean Tinguely mehrere Skulpturen, die heute zu seinen bedeutendsten Werken zählen. Nach langen Aufenthalten in Basel und Paris lebte der berühmte Künstler die letzten 23 Jahre in seinem Heimatkanton Freiburg. 1991, kurz vor seinem Tod, zeigte er im Museum für Kunst und Geschichte eine grosse, sehr erfolgreiche Retrospektive. 1993 wurde im selben Museum das Schaffen seiner Ehefrau, Niki de Saint Phalle, gewürdigt. Nachdem die Künstlerin dem Staat Freiburg einige Monumentalwerke aus der Freiburger Zeit Jean Tinguelys geschenkt hatte, wurde in Freiburg beschlossen, ein früheres Tramdepot in einen Ausstellungsraum zu verwandeln, in dem die unverwechselbaren Objekte ständig zu besuchen und zu bewundern sind: der Espace Tinguely – Niki de Saint Phalle war geboren. Seit März dieses Jahres steht die umgebaute, 6 Meter hohe Tramhalle den Besucherinnen und Besuchern offen. Im Mittelpunkt des Raums steht die imposante, mit Spielzeug, Nippsachen und sonstigen Gegenständen des westlichen Überflusses geschmückte Altarmaschine, die ursprünglich für eine Ausstellung in Moskau geschaffen worden war. Man wird nicht so schnell müde, sich von den Einfällen dieses und der anderen Kunstwerke überraschen zu lassen. Der Besuch lohnt sich für Kunstinteressierte aller Altersstufen, angefangen bei den ganz Jungen, die begeistert staunend vor den spielerisch bewegten Objekten des Espace stehen, fast nicht mehr loszureissen sind – und so den Raum zusätzlich beleben.



■ Der Espace Jean Tinguely – Niki de Saint Phalle befindet sich im Zentrum der Freiburger Altstadt, nur wenige Schritte entfernt von der Kathedrale und dem Museum für Kunst und Geschichte. Öffnungszeiten: Di bis So 10–17 Uhr, 026 322 85 71.

Packender Blick in die Geschichte des Tessins

Der am Seeufer gelegene, pflanzenreiche Parco Civico gehört für mich zu den schönsten Ausflugszielen in Lugano. Der Bummel durch den Park kann seit diesem Frühling mit einem Besuch der prächtigen Villa Ciani verbunden werden. Das neu renovierte Kleinod im Park beherbergt das Städtische Museum von Lugano. Noch bis zum 1. November ist dort eine Ausstellung zur turbulenten Geschichte unseres Südkantons zu sehen: «Ticino 1798–1998: vom Untertanengebiet zur kantonalen Republik».

Im ersten Stock der Villa werden die Jahrhunderte der Vogteien wiedergegeben. Vor 1798 präsentierte sich die alte Eidgenossenschaft als loses Gebilde aus rund 60 weitgehend autonomen Klein- und Kleinststaaten. Viele Orte hatten Herrschaftsgebiete, die sogenannten Vogteien, zu denen auch das ganze Gebiet des heutigen Tessins gehörte. Die acht Vogteien südlich des Gotthards waren komplett isolierte Welten mit je eigenen Gesetzen, Münzen und Bräuchen. Obwohl alle Vogteien katholisch ausgerichtet waren, vermochte nicht einmal die Religion als einigende Kraft zu wirken, denn das Gebiet war kirchlich unter die zwei Diözesen von Mailand und Como aufgeteilt. Was die Sprache anbelangt, war es noch Mitte 19. Jahrhundert fast unmöglich, sämtliche Tessiner Dialekte zu bestimmen, da die Varietät riesig, ja fast unglaublich gewesen sei. Beinahe jeder Weiler hatte seine Eigenheiten in Aussprache und Wortwahl. Das hatte auch damit zu tun, dass zur Zeit der Vogteien kaum verbindende Bauten wie Strassen oder Brücken in Angriff genommen wurden. So gab es Ende des 18. Jahrhunderts zwischen Locarno, Bellinzona und Lugano keine vernünftigen Verkehrswege! Die Mehrheit der Bevölkerung arbeitete als Hirten, die mit der Familie mehr schlecht als recht einen Hof mit Vieh führten. Viele mussten ihr Glück in der Emigration suchen. (Wer erinnert sich nicht an das Jugendbuch «Die schwarzen Brüder» von Lisa Tetzner, welches das harte Los der von ihren armen Familien nach Mailand verkauften Kaminfegerbuben auf eindrücklichste Weise schildert?) Das Regime der Landvögte hatte für die Untertanen oft zwei



Gabriel Lorys spätbarocke Vedute zeigt den bis heute fortbestehenden Charme von Lugano. (Museo cantonale d'arte Lugano)

Gesichter: die harten und korrupten Herrscher wurden gleichzeitig als Beschützer wahrgenommen. Als sich Ende des 18. Jahrhunderts auch in der Südschweiz revolutionäre Umtriebe bemerkbar machten, wollte nur die städtische Elite etwas von Selbständigkeit, Befreiung und Demokratie wissen. Vor allem der Klerus fürchtete das Ende seiner Macht.

Als die Einwohnerinnen und Einwohner der heutigen italienischen Schweiz 1798 aus ihrem Status als Untertanen befreit wurden, geschah das eher als Zufall. Der Weg zur selbständigen, selbstbewussten Republik Tessin stellte sich allerdings als lang, schwierig und blutig heraus. Er begann mit einem bewaffneten Überfall eines Stosstrupps der napoleonischen, norditalienischen Republik Cisalpina im Februar 1798. Obwohl der Anschlag in Lugano scheiterte, nutzten die revolutionären Vordenker die Wirrnis dieser Tage, um von den verunsicherten Repräsentanten der Eidgenossenschaft Freiheit zu fordern. Obwohl den Vogteien die Autonomie schliesslich zugestanden wurde, zeigte die Mehrheit der ehemaligen Untertanen absolut kein Interesse am Kanton Tessin. Der chaotische Zerfallsprozess wurde erst gestoppt, als Na-

poleons Truppen im April 1798 im Mittelland einmarschierten und die helvetische Republik ausriefen. In den südlichen Ex-Vogteien, die nun in zwei Departemente (Bellinzona und Lugano) aufgeteilt wurden, stiess das neue Regime vor allem bei den früher privilegierten Notablen und Priestern auf wenig Begeisterung. Es kam zur Gegenrevolution, die sich jedoch nicht durchsetzen konnte. Nach turbulenten Jahren beendete Napoleon 1803 das helvetische Abenteuer mit der Mediationsakte, womit der Kanton Tessin in seiner heutigen Form entstand. Die Ausstellung in der Villa Ciani ermöglicht einen kritischen und konstruktiven Blick auf diese bewegte Phase der Tessiner Geschichte, was gerade für uns Deutschschweizer, die oft vor allem die Geschichte des eigenen Kantons kennen, sehr aufschlussreich sein kann.

■ *Erklärungshilfen in deutscher Sprache sind im Museum erhältlich. Die Villa Ciani ist geöffnet Di bis Fr 10–12 und 14–18 Uhr, Sa und So 10–18 Uhr, 091 800 71 96.*

■ *Im Museo Cantonale d'Arte in Lugano ist ebenfalls bis zum 1. November die Ausstellung «Sublime Reisewege» zu sehen. Zwischen 1750 und 1850 war das Tessin*

beliebter Durchgangsort für Künstler, die nach Italien reisten oder in ihre Heimat nördlich der Alpen zurückkehrten. Zahlreiche Kunstwerke zeugen von diesen Reisen über die Alpenpässe. Neben den Zeichnungen und Stichen von bedeutenden Schweizer Künstlern, ziehen vor allem die Aquarelle des Engländers J.M. William Turner die Aufmerksamkeit auf sich. ny

Film

Requiem

1983 schuf der wohl wichtigste Erneuerer des Schweizer Films, der Genfer Alain Tanner, «Dans la ville blanche». Darin sucht ein Mann (Bruno Ganz in einer tragenden Rolle) den Weg zu sich. Die weisse Stadt bietet ihm dafür Raum und Zeit, wo er zur Ruhe kommen kann. 15 Jahre danach handelt «Requiem», der neue Film von Tanner wiederum in Lissabon. Diesmal sucht der Protagonist (Francis Frappat) aber nicht das Abschalten, sondern das Weitergehen. «J'aime des gens qui marchent», kommentierte Tanner seinen Film. Der Film des heute 69-Jährigen handelt vom Gehen, vom Auf-dem-Weg-Sein. Spontan fallen mir andere Bilder desselben Lebensgefühls ein: «L'homme qui marche», der grossartige Torso von August

Rodin, die imposanten Stelen der «Gehenden» von Alberto Giacometti und das Diktum des «Homo viator» (des Menschen als Gehendem) des Philosophen Gabriel Marcel.

Paul, der Hauptdarsteller und Sprecher, hat am letzten Julisonntag ein Rendez-vous mit einem geheimnisvollen Gast, dem grossen portugiesischen Schriftsteller Fernando Pessoa, vorgesehen. Als er am Mittag in die gleissende Hitze Lissabons eintaucht, realisiert er jedoch, dass dies wohl kaum vor Mitternacht stattfinden wird. Zwischen Mittag und Mitternacht, auf seinem langen Spaziergang durch die Strassen der Stadt, trifft Paul Menschen, die heute hier leben: den Patron eines Restaurants, eine Bordellbesitzerin, einen Clochard, einen Friedhofswärter, einen Taxifahrer, eine alte Zigeunerin und viele andere. Alle sind sie verankert in einer Lissabonner Kultur, die langsam verschwindet. Gleichzeitig erscheinen ihm aber auch tote Seelen, die sich indes durch nichts von den Lebenden unterscheiden: Menschen, die Paul nach vielen Jahren erstmals wieder sieht: seinen Freund Pierre, seinen Vater, Isabelle, seine und Pierres Geliebte. Lebende und Tote begegnen sich, Zeiten und Wirklichkeiten verschmelzen ineinander.

Für mich ist «Requiem» – ich habe zwar Mühe mit dem Titel, denn der Film

«schmeckt» mehr nach Leben als nach Tod – ein Gleichnis für das Altern, dafür, dass wir eines Tages Menschen nicht mehr in Fleisch und Blut, sondern nur noch im Herzen, in der Imagination begegnen.

Bauernkrieg

In einer Zeit, wo nur noch Geld und Rendite zählen, wo der Shareholdervalue zum Mass aller Dinge wird, haben es die Bauern schwer. Moderne Dienstleistungsbetriebe drängen sie zurück in kaum mehr zu bewirtschaftende Gebiete. Wer dem Druck standhalten will, muss seinen Betrieb umstellen, darf nicht mehr Landschaftsgärtner und Tierpfleger sein, muss Wirtschaftsstrategie werden.

«Bauernkrieg» ist nach der erfolgreichen «Sennen-Ballade» des Schweizer Dokumentaristen Erich Langjahr der zweite Film einer Bauern-Trilogie. Ging es im ersten Teil um die Identität der Bauern, steht im zweiten ihr Überleben im Zentrum. An Beispielen in Perlen, Emmen und Turgi werden Schicksale aufgezeigt, die für viele andere stehen. Pächter verlieren ihre Höfe, weil die Besitzer höhere Gewinne anstreben. Das Land wird zur Handelsware, der Bauer überflüssig.

Weiter widmet sich der Film der zunehmenden Diskrepanz zwischen Tradition und Moderne: Hier der Zuger Stiermarkt, dort der Spermatransfer mittels künstlicher Besamung; hier die Hausschlachtung, dort die industrialisierte Massenentsorgung von Tierkadavern.

Umrahmt wird der Film von lautstarken Bauernprotesten. Die Demonstrationen 1992 in Luzern und 1996 in Bern, wo es zu Eskalationen und Tränengaseinsätzen kam, werden zu lodern den Zeichen eines bedrohten Standes. Langjahr verzichtet auf Statistiken, Experten und Kommentare, seine Bilder (Kamerafrau war seine Lebenspartnerin Silvia Haselbeck) sprechen für sich. Gezeigt wird der Überlebenskampf eines vom Aussterben bedrohten Berufsstandes. Ausgedrückt wird die Wut, Ohnmacht und Trauer vieler Bauern. Geschrieben wird eine ebenso sensible wie schockierende Chronik einer Zeit, in welcher Waren wichtiger sind als Menschen.

Hanspeter Stalder



Paul begegnet seinem in Wirklichkeit schon toten Vater im Film «Requiem» von Alain Tanner.

Bild: Frenetic Films